



LOB DER LANGSAMKEIT  
INGOLF U. DALFERTH

---

Ingolf U. Dalferth, geb. 1948. Studium der Evangelischen Theologie, Philosophie, Linguistik und Anglistik in Tübingen, Edinburgh, Wien und Cambridge. Promotion (1977) und Habilitation (1982) in Tübingen, Dr. theol. h. c. Uppsala (2005) und Kopenhagen (2006). Nach Lehrtätigkeiten in Tübingen, Durham und Cambridge sowie Professuren in Tübingen und Frankfurt am Main seit 1995 Ordinarius für Systematische Theologie, Symbolik und Religionsphilosophie in Zürich, seit 1998 Direktor des Instituts für Hermeneutik und Religionsphilosophie, seit 2004 Fellow am Collegium Helveticum, Gastprofessuren in Uppsala, Manchester, Utrecht, Fribourg, Kopenhagen und Århus. Arbeitsschwerpunkte im Bereich der systematischen Theologie der Neuzeit, der philosophischen und theologischen Hermeneutik, der ökumenischen Theologie (Anglikanismus), der analytischen und phänomenologischen Religionsphilosophie des 20. Jahrhunderts. Fünfzehn Buchveröffentlichungen, darunter *Theology and Philosophy* (2002); *Die Wirklichkeit des Möglichen: Hermeneutische Religionsphilosophie* (2003); *Evangelische Theologie als Interpretationspraxis* (2004); *Becoming Present: an Inquiry into the Christian Sense of the Presence of God* (2006); *Leiden und Böses: vom schwierigen Umgang mit Widersinnigem* (2006); *Das Böse: Essay über die Denkform des Unbegreiflichen* (2006). – Adresse: Institut für Hermeneutik und Religionsphilosophie, Kirchgasse 9, 8001 Zürich, Schweiz.

I

Das Prasseln der Eicheln war das Erste, was mir auffiel. Unablässig, unregelmäßig, die Autodächer zum Klingen bringend. Am Ende waren es Lindendüfte und laublaue Näch-

te, die aufmerken ließen und das Wahrnehmen festhielten. Berlin im Herbst und im Sommer. Dazwischen ein langer Winter, der nicht enden wollte und doch zu kurz war – zu kurz, um bei all dem stehen bleiben zu können, was ein langsames Leben an lang Übersehenem und bisher nicht Beachtetem wahrnehmbar macht. Manchmal ist es ein Fortschritt, stehen zu bleiben. Man kommt erstaunlich weit, wenn man nicht immer nur weitermacht.

## II

Nicht immer dort, wo man meint, weiterkommen zu müssen. Projekte können zum Mühlstein werden, die Sicht verstellen und das Denken verdunkeln. Man muss sie beenden, um den Kopf wieder frei zu bekommen. Schon vor der Ankunft in Berlin war die Liste der zu lesenden Literatur lähmend lang geworden und vom Berg zum Gebirge angewachsen. Doch die vage Hoffnung, dass doch manches auch nicht aufzufinden wäre, erwies sich als ganz vergeblich. Mit erbarmungsloser Effizienz tat der legendäre Bibliotheksdienst des Wissenschaftskollegs alles, um seinen exzellenten Ruf zu übertreffen. Zwar wiederholte sich bei der Lektüre vieles, und wirklich wichtig war am Ende nur wenig. Aber auf keinen Fall wollte ich wieder mitnehmen, was ich hergebracht hatte. Viele Fäden, an denen schon lange gesponnen wurde, waren zu verknüpfen. Notizen, Exzerpte, Überlegungen, Entwürfe, Vorträge und Vorlesungen zum Thema des Bösen in seinen unendlichen Variationen, über Jahre angehäuft, mussten ausgewertet, korrigiert und verdichtet, verworfen, ergänzt und neu geschrieben werden. Hand- und Kopfwerk, für das man Zeit und Muße braucht. Hier hatte ich sie, und ich wusste, dass sie nicht lange währen würde. Vieles ist deshalb gleich zu Beginn geschehen, und die Fortschritte am Anfang machten den Kopf frei für Neues.

## III

Dann, sehr bald, begann das Stehenbleiben. Das intensive Lesen und Wiederlesen. Das Zuhören und Verwundern über das, was die anderen erzählten und vortrugen, darlegten und verteidigten. Das Nachfragen und Diskutieren, das Rückbeziehen auf die eigenen Themen, das Entdecken von Übersehenem und das Neugewichten von Unter- oder Überschätzttem. Gelegenheiten gab es genug: beim Essen und danach, an den Dienstags- und Abendkolloquien, in den Arbeitsgruppen, den vielen Gesprächen mit Kolleginnen und Kollegen, für die man in den Alltagsroutinen des heutigen Wissenschaftsbetriebs (der Aus-

druck spricht für sich selbst) kaum noch Zeit findet. Es hilft, wenn Probleme ein Gesicht bekommen, aus Namen Personen werden, und aus Personen Freunde.

#### IV

Dass Arbeiten sich als Überarbeiten, Fortschreiben, Verwerfen und immer wieder Neuanfangen vollzieht, wissen alle, die mit Denk- und Sinnexperimenten befasst sind. Aber oft spielen wir nur noch im Sand und graben nicht mehr in die Tiefe. Wir haben bessere Möglichkeiten als alle Generationen vor uns, aber wir setzen sie ein zum Bau von Sandburgen, die von der nächsten Welle weggespült werden. Wo die Ergebnisse von Forschungen nach Zeitaufwand und Geldbetrag pro Zeiteinheit beurteilt werden, zählt vor allem der schnelle Erfolg und fehlt die Geduld für das langsame und ungewisse Wachsen von Einsichten. Es soll schnell gehen, und alle sollen es beobachten können. Der Ausweis vor der Öffentlichkeit wird von einer selbstkritischen Präsentation von Einsichten zur permanenten *Commedia dell'arte* vor dem Publikum. Wo das Fließen von Geldern an Impactfaktoren hängt, durch die sich öffentliche Geldgeber beeindrucken lassen, scheint auch eine Ausnahmeinstitution wie das Wissenschaftskolleg nicht auf die Bemühung verzichten zu können, regelmäßig in den Medien präsent zu sein. Soll man sich freuen, dass die Presse da mitspielt? Manche Zeitungen berichten über jedes Husten in Berlin, auch wenn sie aus Frankfurt sind und anderswo weit Wichtigeres geschieht.

#### V

Wer mit dem Bären tanzt, lebt gefährlich. Wissenschaft begibt sich in unguete Abhängigkeiten, wenn sie sich zu eng an eine Öffentlichkeit bindet, die auch dann, wenn sie sich für intellektuell hält, vor allem Brot und Spiele will. Auf Dauer kann man diesen Wunsch nicht befriedigen, weil er immer weiterwächst. Wer zahlt, bestimmt, zumindest ob oder wie viel er weiterzahlt; und wer darauf angewiesen ist, dass gezahlt wird, steht ständig in Gefahr, seine Kräfte vor allem dafür einzusetzen, Geldgeber zu gewinnen und bei der Stange zu halten. Nicht die Forschung, sondern das Schreiben von Forschungsanträgen wird dann zur zentralen Tätigkeit. Hat man das Pech, dass sie bewilligt werden, verdichtet sich die Freiheit der Forschung zur Nötigung regelmäßiger Berichterstattung über das, was man getan hätte, wenn man dazu gekommen wäre. Aber weil die Zeit beschränkt ist und das Leben endlich, kommt man nicht dazu, weil man permanent mit der Produktion

von Scheinwelten in Antrags- und Berichtsformularen beschäftigt ist. Wenn irgendwo, dann wird hier die Wirklichkeit zum Konstrukt. Zum Denken oder gar zur kritischen Nachdenklichkeit bleibt in dieser Drittmittelanwerbewelt keine Zeit. Und das Schlimme ist: Im Alltag der Universität merkt man es kaum noch.

## VI

Erst die Distanz öffnet einem die Augen. Wie tief das Denken und Nachdenken durch die oberflächliche Hektik und zeitvernichtende Gremienaktivität des universitären Alltags gestört, wie wirkungsvoll sie insbesondere durch den Unsinn aufgeblasener Drittmittelprojekte mit berichtsintensiven Kontrollen im Namen einer sachlich nicht interessierten Öffentlichkeit behindert und verhindert werden, wurde nach einigen Wochen der Entwöhnung am Wissenschaftskolleg überdeutlich. Es war geradezu mit den Händen zu greifen, wie Arbeitseifer, Denkfreude und Forschungslust explodierten, als man sich bewusst wurde, dass man den abwegigen Selbstverständlichkeitserwartungen nicht nur der Wissenschaftsfremden, sondern auch der vermeintlich Gebildeten unter den Verächtern der Wissenschaft wenigstens für einige Zeit entkommen war. Nicht Sollerfüllung für den Jahresrechenschaftsbericht, sondern die Lust am Erkennen und Entdecken, ohne die es kein produktives Lehren gibt, gewannen wieder die Oberhand. War man nicht aus diesem Grund an die Universität gekommen? Hatte man nicht deshalb seine Disziplin gewählt? Wollte man nicht in ihr die Probleme voran- und weiterbringen? Man musste in den vergangenen Jahren schon sehr stur sein, um sich das nicht austreiben zu lassen. Wer ist denn noch bereit und in der Lage, radikale, an die Wurzeln der eigenen Disziplin und ihrer Problembestände rührende Fragen zu stellen, wenn im alltäglichen Getümmel allenfalls noch Zeit bleibt, Fußnoten zu sattem bekannten Themen zu verfassen oder sich um interdisziplinäre Projekte zu bemühen, da andere ohnehin nicht finanziert werden? Doch die Addition disziplinärer Mängel löst kein Problem, wie alle wissen, und die Flucht in eine Inter- oder Transdisziplinarität, in der die Ankündigung von Einsichten deren Erarbeiten ersetzt, beantwortet keine einzige wichtige Frage. Nichts dergleichen hier vorgeben oder machen zu müssen, war eine intellektuelle Wohltat. Zum Glück habe ich daraus die richtige Konsequenz gezogen, auch alle Einladungen zur Mitarbeit in Gremien der universitären Selbstkontrollbetriebsamkeit in diesem Jahr auszuschlagen. Das war die wohl beste Entscheidung während meines Aufenthalts am Wissenschaftskolleg. Und die wich-

tigste Erfahrung war: Nachdenklichkeit ist kein abwegiger Atavismus im akademischen Leben der Gegenwart. Es gibt sie hier, und es könnte sie auch anderswo geben.

## VII

Nicht alle Verpflichtungen ließen sich freilich abschütteln. Hätte ich einen Wunsch frei ans Wissenschaftskolleg, dann wohl den, dass zwischen ihm und der Heimatinstitution völlige Kontaktmöglichkeit oder wenigstens einige dutzend Lichtjahre Distanz bestehen sollten. Doch auch so blieb Zeit für Anderes. Die Arbeitsgruppen und Unternehmungen, zumal diejenigen, die sich spontan für längere oder kürzere Zeit im Kolleg gebildet hatten, waren meist anregend: zur Säkularisierung und Religionspolitik, zum islamischen Beten und jüdischen Gebetssingen, zur Demokratietheorie, zu Politik und Recht, zu Problemen der antiken Philosophie. Fruchtbar waren vor allem die Gespräche mit Einzelnen über Themen, die nicht vorgesehen waren: Musik und Empedokles, griechische Tragödie und islamische Mystik, Grundrechte und Wissenschaftsgeschichtsschreibung, Revolutionsbriefe und Unternehmensverflechtungen. Vor allem Oliver Primavesi, Hans Zender, Dietrich Niethammer, Horst Dreier und Mordechai Kremnitzer waren wichtige Gesprächspartner, aber auch Hans Joas, José Casanova, Carla Hesse, Partrizia Nanz, Abdolkarim Soroush, Judit Frigyesi, Charles Taylor, Barbara Stafford, Monika Wagner und Paul Windolf. In den ersten Monaten waren es vor allem Themen aus den Bereichen von Islam und Judentum, die mich unerwartet intensiv beschäftigten. Dann aus Recht, Politik und Ästhetik. Durchgehend und zunehmend stärker aber vor allem neue Musik und griechische Tragödie. Hier gab es Anfänge, die weitergehen werden. Zeitweilig waren der wohl wichtigste Raum in Berlin die Philharmonie und der interessanteste Teil der Bibliothek des Wissenschaftskollegs die exzellente CD-Sammlung.

## VIII

Langsamkeit ist Zeitgewinn und Intensitätssteigerung, jedenfalls beim Nachdenken. Wenn sich alles überstürzt und der Überblick verloren zu gehen droht, wenn die Gedanken sich jagen und die Einfälle sich häufen, wenn einem jedes Gespräch mit einem geistprudelnden Fellow neue Lichter aufgehen lässt, dann muss man bewusst verlangsamen. Die Nötigung zum diskursiven Nacheinander der Sätze in kohärenten Gedankengängen kann dazu helfen, und die penible Übersetzung in quantifizierte Sätze der Prädikatenlo-

gik auch. Man darf nur nicht meinen, damit hätte man gesagt, was man zu sagen sucht. All das sind Distanzierungs- und Verlangsamungsmittel, die Raum für die Klärung und Entfaltung des Gedankens schaffen sollen. Dessen Intensität lebt von der Gegenwart des Gedachten, und die verflüchtigt sich, wenn man zu schnell weitergeht. Wo andere weitergehen, bleibe ich stehen, meinte Wittgenstein einmal. Er muss Fellow am Wissenschaftskolleg *avant là lettre* gewesen sein.

## IX

Es dauerte keine 15 Sekunden, bis ich die Tür zu meinem Appartement mit meiner Kreditkarte aufgebrochen hatte. Dass es so leicht sein würde, mitten in der Nacht in meine Wohnung einzudringen, hatte ich in meiner Wut über den vergessenen Schlüssel und die Abwesenheit aller Helfer am Wochenende nicht erwartet. War Einbrechen doch eine so einfache Sache? Oder habe ich Fähigkeiten, von denen ich bisher nichts ahnte? Es war nicht die einzige, die ich in der fruchtbaren Zeit am Wissenschaftskolleg zu meiner eigenen Überraschung entdeckte. Vielleicht sollte ich den Beruf wechseln. Drei Bücher und sechs Aufsätze in zehn Monaten sind vorläufig auch genug – für mich und den Rest der Welt.